



Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

6. Die letzten Tage.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Stücken überholt, welche England als seine Domänen betrachtete. Im Handel vieler Länder ging Deutschland bereits vor England, ebenso in der Stahlerzeugung und anderem. Bei diesem wirtschaftlichen Wettlauf um den ersten Platz aber standen wir politisch unerfahren und leicht verwundbar, seit 1909 auch offenkundig schlecht geleitet da. Der Riese Deutschland konnte und sollte den tödlichen Schlag, das Knockout erhalten, das ihn wieder zum Zwerge machte. Durch den deutschen Fleiß hatten wir, sobald uns Bismarck einen Staat geschenkt hatte, alle anderen Völker an wirtschaftlichem Gedeihen eingeholt oder überholt. Wir fielen andern dadurch unbequem; welches Recht hatten wir überhaupt, die Pfünden älterer Weltmächte zu stören? England und Frankreich haben das Ziel Germaniam esse delendam mit römischer Härte verfolgt und dank unsern Fehlern auch erreicht. Sie stehen heute da als erfolgreiche Schuldige, welche die Maske abgeworfen haben, seitdem sie ihre Absicht wahr machen konnten. Hätte das deutsche Volk rechtzeitig das ganze Risiko gefühlt, worin sich die Schöpfung Bismarcks bewegte, so würde es sich nicht wehrlos gemacht und dadurch dem Feind seine Absicht erfüllt haben. Wir waren zu sorglose Epigonen. Jetzt aber erleben wir das Schauspiel, daß die Wölfe, welche das Schaf verzehren, sich als Richter über dieses „verbrecherische“ Opfer aufspielen.

Ich kann noch einen weiteren vollgültigen Beweis dafür anführen, daß unsere Reichsleitung den Krieg nicht gewollt hat. Sie war nämlich von Anfang an überzeugt, daß wir nicht siegen würden. Nun kann man ihr zwar viel Ungeschick zutrauen, nimmermehr aber das verbrecherische Tun, einen Krieg zu wollen, von dessen Ausichtslosigkeit sie selbst am tiefsten durchdrungen war.

Fast niemand in Deutschland wollte vor Kriegsausbruch, wie nach demselben, recht begreifen, wie groß die Lebensgefahr in Wirklichkeit war. Wir waren teils in gutgläubigen Illusionen befangen, teils auch etwas überheblich. Materialistische Lebensauffassung oder altererbte Parteisucht trübten vielen den Blick. So unterließen wir das, was uns retten konnte. Dieses Unvermögen ist unsere Schuld.

6

Am 27. Juli, als ich in Berlin eintraf, bestand, so wie ich die Lage jetzt überblicke, wohl noch eine knappe Möglichkeit, das Frie-

densschiff an den Klippen vorbeizupressen und Klarzuseheren. Damals machte ich mir, ebenso wie der Kaiser, der gegen des Kanzlers Wunsch aus eigenem Entschluß heimgekehrt war, und die Ministerkollegen, die jetzt in Berlin zusammenströmten, ein falsches Bild von der Lage. Der Schlüssel zu ihrem Verständnis war in der Wilhelmstraße verloren gegangen. Ich erfuhr von den russischen Rüstungen und glaubte nun auch, die tatsächlich zufällige, seit Monaten angeordnete Mobilmachung der englischen Flotte als eine drohende Maßregel auffassen zu müssen. Aber Bethmanns Handlungen, um in dieser Phase noch den Frieden zu retten, standen wie so manchmal die Worte geschrieben: Zu spät und halb.

Am 28. Juli früh besuchte mich der Chef des Marinekabinetts v. Müller und sprach sich entsetzt über seine jüngsten Erfahrungen mit Bethmann aus. Er hielt einen Kanzlerwechsel und einen Ersatz Jagows durch Hinzge für unumgänglich. Die wirkliche Lage überschaute im übrigen auch Müller nicht.

Der Kaiser entfaltete, sobald er in Berlin eingetroffen war, eine fieberhafte Tätigkeit, um den Frieden zu erhalten. Der Kanzler hatte es nicht verstanden, den Kaiser wirklich auf dem Laufenden zu erhalten. Es fiel dem Kaiser schwer, einen klaren Ausgangspunkt für eine wirkliche diplomatische Aktion zu finden. Er sagte: „Er wüßte gar nicht, was die Oesterreicher wollten. Die Serben hätten doch alles bis auf einige Bagatellen zugestanden. Seit dem 5. Juli hätten die Oesterreicher nichts darüber gesagt, was sie vorhätten.“

Diese Äußerung fiel am 29. Juli abends im Potsdamer Neuen Palais, wohin der Kaiser die militärischen Chefs geladen hatte, um sie über seine Verhandlungen mit dem Kanzler zu unterrichten, der völlig in die Knie gesunken wäre. Von den Zweifeln, die Bethmann über seine Politik der ersten Juliwochen aufgestiegen sein mußten, ahnten wir alle damals nichts. Wir sahen nur mit Schrecken, was sich vor unseren Augen abspielte, einschließlich des Kaisers, der sich über Bethmanns Unzulänglichkeit, wie schon früher des öfteren, rückhaltlos aussprach, aber die Meinung äußerte, er könnte sich von diesem Manne jetzt nicht trennen, da er das Vertrauen Europas genösse. Der Kaiser teilte mit, der Reichskanzler hätte vorgeschlagen, wir sollten, um England neutral zu erhalten, die deutsche Flotte durch ein Abkommen mit England opfern, — was er, der Kaiser, abgelehnt

hätte. Der Kanzler mußte sich wohl infolgedessen nach seiner Rückkehr aus Potsdam am Abend des 29., wo er den britischen Botschafter zu sich bestellte, um ihm hohe Angebote für Englands Neutralität in einem deutsch-französischen Krieg zu machen, hinsichtlich der Flotte Zurückhaltung auferlegen. Die Anerbietungen, die er bei dieser Gelegenheit vorbrachte, sowie die schneidende Antwort, die ihm Sir Edward Grey erteilte, sind aus dem englischen Blaubuche (Nr. 85, 101) bekannt. Der Öffentlichkeit ist dagegen unbekannt geblieben, daß der Kanzler auch wiederum, wie 1912, bereit war, die deutsche Flotte zu opfern, in der eigenartigen Vorstellung, daß England in diesem Falle einen deutschen Sieg über Frankreich genehmigen würde. Die Kapitulationsversuche begannen also schon vor dem Krieg, und als es vielleicht noch Zeit war, ihn zu verhindern. Der Kanzler hatte zwei unglückselige Ideen: die Oesterreicher müssen in Serbien einmarschieren, und die deutsche Flotte steht der vollen Liebe Englands im Wege. Für den Fall, daß seine Belgradpolitik den Feinden die Gelegenheit zum Kriege geben sollte, war er nun jedenfalls gedeckt: die deutsche Flotte war an allem schuld. Die Flottenpolitik des Kanzlers vom 29. Juli, wie diejenige von 1911/12 wirft ihren Schatten leider in den Krieg voraus; denn die vom Kanzler gewünschte und durchgesetzte Art unserer Kriegsführung zur See bedeutete im Grunde nichts als die langsame Opferung von Deutschlands Flotte und Zukunft, deren augenblickliche Hingabe am 29. dem Kanzler versagt worden war.

An jenem Tag traf aus England Prinz Heinrich in Potsdam ein mit der Meldung von Georg V., daß England in einem Krieg neutral bleiben würde. Ich bezweifelte dies, worauf der Kaiser erwiderte: „Ich habe das Wort eines Königs, das genügt mir.“

Der Wirrwarr, der Europa bewegte und keinem mehr den Überblick über das Ganze ließ, schien sich am 30. Juli günstig zu klären. England stimmte einem auch in Wien angenommenen Vermittlungsvorschlag des deutschen Kaisers zu. Zwischen uns und London war eine völlige materielle Einigung erzielt. Dies erfuhr ich am 31. Juli mittags durch ein Schreiben des Kaisers, das mich aufatmen ließ.

Schon in den Morgenstunden des 31. Juli hatte ich aber aus dem Admiralsstab erfahren, daß im Auswärtigen Amt der Krieg für unvermeidlich angesehen würde und daß Jagow angefragt hätte, ob wir bereit wären, die englische Flotte anzugreifen.

Der Widerspruch klärte sich mir auf, als ich zwischen zwölf und ein Uhr mittags die Nachricht von der russischen Mobilmachung erhielt.

Um halb ein Uhr hatte mich der Kanzler rufen lassen, bei welchem inzwischen der kaiserliche Befehl für „drohende Kriegsgefahr“ vorlag. Ich machte Bethmann auf die zwischen uns und London erzielte Einigkeit aufmerksam und las ihm das Schreiben des Kaisers vor, das er noch nicht kannte. Der Kanzler meinte, der Kaiser mische darin mehreres durcheinander. Die russische Mobilmachung wäre ein so unerhörtes Verfahren gegen uns, daß wir uns das nicht gefallen lassen könnten; wenn Rußland fortführe, müßten auch wir mobil machen, und um unsere Mobilmachung nicht zu sehr in Rückstand geraten zu lassen, hätte ein Ultimatum an den Zaren abgeschickt werden müssen. Das war auch meine Auffassung. Die Blutschuld der für die russische Mobilmachung Verantwortlichen wird auch durch kein Ungeschick unserer Regierung gemildert. Trotz der in letzter Stunde zwischen uns und England hergestellten Einigkeit war durch die russische Mobilmachung der Krieg unabwendbar geworden, wenn nicht ein Wunder geschah. Längeres Zögern unsererseits hätte unser Gebiet dem Feinde ausgeliefert und wäre nicht zu verantworten gewesen. In Wirklichkeit machten die Russen ja schon seit dem 25. mobil, und dieser Vorsprung hat uns schwer geschadet, als die Kriegsmaschinen einmal rollten. Jedoch gab ich dem Kanzler zu verstehen, daß es mir richtig erschiene, in dem Ultimatum noch einmal hervorzuheben, daß sachliche Einigkeit bestünde und eine günstige Vermittlung im Gange wäre. Der Kanzler erwiderte mir ziemlich außer Fassung, das wäre ja dauernd gesagt worden und darauf hätte eben Rußland mit der Mobilmachung geantwortet.

Es ist mir später manchmal durch den Kopf gegangen, ob der Kaiser nicht hätte rechtzeitig jemand nach Petersburg schicken sollen. Der hierfür geeignetste Mann, Hinzp, saß allerdings in Mexiko. Ich wußte aber bestimmt, daß der Zar Verständnis für den Gesichtspunkt hatte, daß Deutschland und Rußland bei gegenseitiger Zerfleischung nichts gewinnen konnten, sondern höchstens Dritte. Zur Entsendung einer Persönlichkeit war es am 31. Juli natürlich zu spät. Auch mag es sein, daß man mir vorhalten wird, ich überschätzte die Macht des Zaren und unterschätzte den Panславismus. Ich kann hier nur feststellen, daß

ich, mehr meinem Gefühl als meinem Verstande folgend, noch am 31. Juli dem Kanzler zu jener Einfügung eines friedlichen Absatzes in das Ultimatum geraten habe. Ich hoffte dabei kaum mehr das Rad des Schicksals aufzuhalten, welches die russische Mobilmachung in Gang gesetzt hatte, jedoch für jeden Fall die Verantwortung für alles Kommende dadurch noch ausschließlicher auf die Feinde abzuwälzen.

Am 1. August erfuhr ich in der Bundesratsitzung, daß wir dem Ultimatum eine Kriegserklärung an Rußland nachgeschickt hätten. Ich fand das für Deutschland sehr ungünstig. Wir mußten meinem Gefühl nach den Vorteil, daß wir gegen Rußland militärisch in der Defensive lagen, diplomatisch dadurch ausnützen, daß wir die Kriegserklärung den Russen überließen. Wir durften den Ruschik nicht durch die Überzeugung begeistern, daß der Kaiser den weißen Zaren überfallen wollte. Auch die Entwertung unseres Bündnisvertrages mit Rumänien fiel ins Gewicht. Dieser Vertrag war, ebenso wie der mit Italien, vom Fürsten Bismarck auf die Verteidigung gestellt worden. Beide Staaten waren uns zur Hilfeleistung nur verpflichtet, wenn uns Rußland, bzw. Frankreich angriffen. Durch unsere Kriegserklärung an Rußland gaben wir den Rumänen formell das Recht, uns im Krieg allein zu lassen, ebenso wie später den Italienern durch unsere Kriegserklärung an Frankreich. Hatte Bethmann wirklich die ungeheuerlichen Nachteile nicht bedacht, welche uns erwuchsen, wenn wir den Akt der Kriegserklärung nicht den Feinden überließen?

Ich hatte den Eindruck, daß auch nach dieser Richtung unsere Aktion völlig unüberlegt und ohne jede Regie verlief, und mein Gefühl sträubte sich dagegen, daß wir, die wir doch in Wahrheit die Angegriffenen waren, vor der Welt wegen der Juristen des Auswärtigen Amtes das Odium des Angreifers übernehmen sollten, obwohl wir gar nicht beabsichtigen konnten, in Rußland einzumarschieren. Ich fragte also den Kanzler beim Verlassen der Sitzung, weshalb denn die Kriegserklärung mit unserer Mobilmachung zusammenfallen mußte?

Der Kanzler erwiderte, das sei nötig, weil die Armee gleich Truppen über die Grenze schicken wollte. Die Antwort befremdete mich, da es sich doch höchstens um Patrouillen handeln konnte. Bethmann war aber in diesen ganzen Tagen so aufgereggt und überreizt, daß nicht mit ihm zu sprechen war. Ich höre ihn noch, wie er mit er-

hohenen Armen wiederholt die unbedingte Notwendigkeit der Kriegserklärung betonte und damit jede weitere Erörterung abschchnitt.

Moltke, nachher von mir gefragt, wie es sich mit der Grenzüberschreitung als Grund unserer Kriegserklärung verhielte, bestritt, daß die Absicht bestünde, sofort Truppen über die Grenze zu schicken. Er sagte mir auch, daß er auf die Kriegserklärung von seinem Standpunkt aus keinen Wert legte.

Das Rätsel, weshalb wir zuerst den Krieg erklärten, bleibt also für mich ungelöst. Vermutlich taten wir es aus formaljuristischer Gewissenhaftigkeit. Die Russen fingen den Krieg ohne Erklärung an, aber wir glaubten uns nicht ohne eine solche wehren zu dürfen. Außerhalb Deutschlands hat man für solche Gedankengänge kein Verständnis gehabt.

Nachmittags zur kaiserlichen Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls ins Schloß gerufen, kam ich infolge einer Verkehrsstörung verspätet an, als die Ordres schon unterzeichnet waren. Ich hörte aber, daß ein russisches Akzept unserer Kriegserklärung noch nicht vorläge und machte deshalb zum letzten Male einen Versuch, in dem Gedanken, daß es, bis die Russen unsere Kriegserklärung entgegen genommen hätten, immer noch Zeit wäre, ihr eine abmildernde Depesche nachzusenden. Ich konnte mich nicht losmachen von dem Triebe, mindestens das Odium der Kriegserklärung von uns abzuwälzen, auch wenn wirklich der letzte Funke einer Friedensmöglichkeit erstickt sein sollte. Ich fragte also, ob ohne Akzept der russischen Regierung die Feindseligkeiten unsererseits eröffnet werden sollten, die doch angesichts unseres Aufmarsches im Westen nur in Rauch- und Scheinmanövern bestehen könnten. Da unsere Patrouillen nach Moltkes Angabe erst in einigen Tagen die russische Grenze überschreiten sollten, so brauchten wir doch nicht als Angreifer dazustehen.

Die von mir angeregte Frage wurde übertönt durch eine in diesem Augenblick einlaufende Depesche Lichnowskys, die uns den Anstoß zu einem letzten Friedensschritt gab. Ich habe hierbei Bethmann lebhaft unterstützt, wie auch später auf seine Frage, ob wir den Engländern versprechen könnten, die französische Küste nicht anzugreifen, bejahend geantwortet und ihm empfohlen, das Anerbieten auch in seine Reichstagsrede aufzunehmen. Dieser Friedensschritt war zum Scheitern verurteilt, da Lichnowsky ein Mißverständnis unterlaufen war, doch

hat er wenigstens noch einmal bewiesen, daß Deutschland den Krieg nicht wünschte.

In der Nacht vom 1. zum 2. August wiederholte sich beim Reichskanzler der Disput über unsere Kriegserklärung, diesmal hinsichtlich Frankreichs. Der Kanzler meinte, wir müßten Frankreich sofort den Krieg erklären, weil wir durch Belgien marschieren wollten. Ich warf ein, ich hätte schon nicht verstanden, weshalb man die Kriegserklärung an Rußland mit der Mobilmachung veröffentlicht hätte; ich könnte auch keinen Nutzen darin sehen, die Kriegserklärung gegen Frankreich früher loszulassen, als bis wir in Frankreich selbst einmarschierten. Ich verwies auf Berichte des Botschafters in London, nach denen der Durchmarsch durch Belgien den Krieg mit England unmittelbar zur Folge haben müßte, und rührte an die Frage, ob die Armee eine Möglichkeit besäße, den Durchmarsch durch Belgien aufzuhalten. Moltke erklärte, daß es keinen anderen Weg gäbe. Ich erhielt den Eindruck, daß es ausgeschlossen war, in den Mechanismus der Transporte einzugreifen. Ich erklärte, dann müßte unsererseits mit dem sofortigen Krieg gegen England gerechnet werden. Jeder Tag wäre ein Gewinn für die Mobilmachung der Marine. Deshalb müßte die Mitteilung an Belgien so spät wie möglich erfolgen. Man sagte mir zu, bis zum zweiten Mobilmachungstag zu warten, was aber nicht befolgt worden ist. Daß Bethmann-Hollweg schon am 29. Juli dem britischen Botschafter, damit den gesamten Entente-mächten und Belgien selbst, die Möglichkeit kriegerischer Operationen in Belgien eröffnet hatte, war mir damals unbekannt. Es war dies in der Idee geschehen, gerade mit England ein Vertrauensverhältnis sogar über den Festlandskrieg hinweg zu bewahren.

Der Eindruck von der Kopflosigkeit unserer politischen Leitung wurde immer beunruhigender. Der Durchmarsch durch Belgien schien ihr vorher nicht eine feststehende Tatsache gewesen zu sein. Seit der russischen Mobilmachung machte der Kanzler den Eindruck eines Ertrinkenden.

Während sich die Juristen des Auswärtigen Amtes in die Doktorfrage vertieften, ob wir nun schon mit Rußland im Kriege stünden oder noch nicht, stellte sich nebenbei heraus, daß man vergessen hatte, Osterreich zu fragen, ob es mit uns gegen Rußland kämpfen wollte. Das sollte nun nachgeholt werden. Ebenso hatte Italien keine Nach-

richt von unserer Kriegserklärung gegen Rußland bekommen¹⁾. Beim Herausgehen sprachen die Militärs mit mir entsetzt über den Zustand der politischen Leitung. Nicht weniger bekümmerte mich aber der Eindruck, daß der Generalstab die Bedeutung eines Krieges gegen England nicht richtig einschätzte und darüber rücksichtslos zugunsten des Krieges gegen Frankreich hinwegging, weil er anscheinend nur auf einen kurzen Krieg eingestellt war. Die Entscheidungen der Stunde wurden in nichts geleitet durch vorerwogene politisch-strategische Mobilisierungspläne für den Gesamtkrieg.

Der Kaiser war, als er das Scheitern seiner Friedensbemühungen erkannte, ins Innerste getroffen. Ein alter Vertrauter, der mit ihm in den ersten Augusttagen zusammenkam, äußerte, er hätte nie ein so tragisches und zerstörtes Gesicht gesehen, wie das des Kaisers in diesen Tagen.

Die erregten Aussprachen zwischen Bethmann und Moltke setzten sich am 2. August in meinem Beisein beim Kaiser im Schlosse fort. Moltke legte keinen Wert auf eine formelle Kriegserklärung an Frankreich. Er wies eine Reihe feindlicher Handlungen der Franzosen nach, die ihm berichtet worden waren; der Krieg sei tatsächlich da und die Entwicklung nicht aufzuhalten. Ich legte wiederholt dar, ich könnte nicht einsehen, weshalb überhaupt eine Kriegserklärung an Frankreich erfolgen mußte, die immer einen aggressiven Beigeschmack hätte; die Armee könnte doch auch ohne solche bis zur französischen Grenze marschieren.

¹⁾ Daß Österreich sich seine eigne Kriegserklärung an Rußland noch lange überlegen und uns dadurch vor schwere Stunden stellen würde, konnte ich damals nicht übersehen. Noch am 5. August vormittags hat das Reichsmarineamt das Auswärtige Amt wegen unserer Mittelmeerschiffe schriftlich gedrängt, endlich die Kriegserklärung Österreichs zu erwirken. Moltke sagte mir zu meinem Entsetzen, wenn die Österreicher zurückzuckten, hätten wir einen Frieden um jeden Preis schließen müssen. Aber auch die Regie der serbischen Angelegenheit war durchaus unzureichend gewesen. Den Serben Krieg zu erklären ohne Einmarsch, und über ein Faustpfand zu verhandeln, das man nicht hatte, das erschwerte die diplomatische Lage. Man hätte, wenn man schon den Einmarsch wollte, in der Minute des Ablaufs des Ultimatums, bevor die Serben Zeit hatten, die Semliner Brücke zu sprengen, Belgrad besetzen und nach genommenem Faustpfand verhandeln müssen. Wir behielten also Österreich weder hinsichtlich des Ultimatums noch hinsichtlich des Weltkriegs in der Hand. Von den Unterlassungsgünden gegen Italien will ich hier nicht reden. Ich habe später, soweit es meine Stellung zuließ, alles in Bewegung gesetzt, um die Entsendung des Fürsten Bülow nach Rom zu ermöglichen.

Der Kanzler meinte, ohne Kriegserklärung an Frankreich könnte er die Sommation an Belgien nicht überreichen. Mir ist dieser Grund unverständlich geblieben.

Gerade die belgische Frage hätte von Anfang an unsere Diplomatie zu besonders vorsichtigem Auftreten veranlassen sollen. Der Generalstab hatte seit Jahrzehnten die Möglichkeit des Durchmarsches durch Belgien ernsthafter erwogen, seitdem nämlich sich die französische Revanchepolitik auf die russischen Armeen zu stützen begann. Daß bei einem deutsch-französischen Krieg die Franzosen mindestens intellektuell die Angreifer waren, darüber konnte in der ganzen Welt ein Zweifel nicht bestehen. In der Abwehr eines französischen Revanchekrieges nun, der uns an der Weichsel ebenso wie an Maas und Mosel bedrohte, konnte unser Durchmarsch durch das neutrale Belgien in den Augen der Welt nur gerechtfertigt erscheinen, wenn die politische Offensive Frankreichs gegen uns klar zutage lag.

Die Sonderbearbeiter der Frage im Generalstab, welche sich des furchtbaren Ernstes der Lage Deutschlands naturgemäß in besonderem Maße bewußt waren, hatten in den letzten Jahren vor dem Krieg aus allerlei Anzeichen die Überzeugung gewonnen, daß die Franzosen und Engländer durch Belgien marschieren würden, um die Rheinlande anzugreifen. Tatsächlich griffen die Franzosen im Jahr 1914 allerdings in Lothringen an, so wie Schlieffen es immer vorausgesetzt hatte. Doch verfügten wir über Belege dafür, daß die Westmächte Belgien als Kriegsschauplatz in Aussicht nahmen. Auch für die politisch-militärische Hinneigung maßgebender belgischer Kreise zur Entente gab es schon vor der Eröffnung der belgischen Archive umfängliche Anzeichen. Da nun der Kanzler über die belgische Frage unterrichtet sein mußte, so war es seine Aufgabe, den vom Generalstab gegen einen russisch-französischen Angriff für notwendig erachteten Durchmarsch durch Belgien diplomatisch entsprechend vorzubereiten. Nichts ist in dieser Richtung geschehen. Die strategische Offensive Deutschlands durch Belgien hatte politisch die schwersten Bedenken; diese wurden nur gemildert, wenn unsere Politik mit doppelter Vorsicht und Geschicklichkeit die Welt klar davon überzeugte, daß wir uns politisch in der Defensive befanden. Luden wir aber den falschen Schein auf uns, politisch die Angreifer zu sein, dann rückte auch die tatsächlich reine Notwehrmaßregel des belgischen Durchmarsches in das verhängnisvolle Licht eines brutalen Ge-

waltschrittes. Die Feinde bekamen einen überwältigenden Stoff, uns zu verleumden, in die Hand, wenn wir nach dem Ultimatum an Serbien, nach der Ablehnung des Greyschen Konferenzvorschlages, nach der formellen Kriegserklärung an Rußland und Frankreich auch noch durch Belgien marschierten. Wie zweifelhaft und zweideutig war die belgische Neutralität und ihre von England veranlaßte Verteidigung mit den Waffen! Nur unser vollendetes politisches Ungeschick hat diesem Land die legendäre Märtyrerkrone geflochten. Wir spielten in allem das Prävenire, wie um den Feinden ihr Spiel zu erleichtern. Der Generalstab war nicht die Stelle, um die politische Rückwirkung strategischer Notwendigkeiten allein zu beurteilen. Das von Bethmann aufgebrauchte „Unrecht“ an Belgien aber gab den Feinden überdies auch noch die Bestätigung ihrer Verleumdungen gegen uns und verwirrte im weiteren Verlauf der Entwicklung das Rechtsgefühl unseres eigenen Volkes in unheilvollster Art.

Diese Überlegungen über die belgische Frage sind von mir erst im Lauf des Krieges gewonnen worden, da ich im Frieden wie beim Kriegsausbruch über diese ganze Frage nicht unterrichtet worden bin. Die diplomatischen Fehler aber, die wir bei der Aufrollung der Operationen im Westen begingen, waren mir unmittelbar in jener Sitzung klar.

Nach dem Weggang des Kanzlers aus der Sitzung beklagte sich Moltke beim Kaiser über den „deplorablen“ Zustand der politischen Leitung, die keinerlei Vorbereitungen für die Lage besäße und jetzt, da die Lawine im Rollen wäre, immer noch an nichts als juristische Noten dächte.

Ich bestätigte dem Kaiser, meiner Ansicht nach hätte das Auswärtige Amt seit mehreren Jahren nicht funktioniert; es wäre aber nicht meine Sache gewesen, den Kaiser hierin zu beraten. Der Ernst der Stunde zwänge mich, die Grenzen meines Ressorts einmal zu überschreiten: „Der Kanzler ist mein Vorgesetzter, ich habe über ihn nicht zu urteilen; aber rufen Eure Majestät Hinze zurück, um Jagow durch ihn zu ersetzen.“

Hinze ist wirklich aus Mexiko zurückgerufen worden und hat sich zum Großen Hauptquartier durchgeschlagen, wurde aber von dort auf Betreiben des Auswärtigen Amtes sofort nach Peking ernannt und hatte sich ein zweites Mal in Verkleidung um die Erde zu begeben.

Er besaß eine Reihe von Erfahrungen, die ihn vergleichsweise wohl am meisten befähigt hätten, den Sonderfrieden mit dem Zaren zuwege zu bringen, der 1916 kriegsentscheidend und greifbar zu haben war.

7

Am 6. August besuchte mich Jagow, um mir nahezu legen, daß das Reichsmarineamt keine politischen Nachrichten an den Kaiser geben möchte, — was niemals geschehen war¹⁾. Ich machte Vorhaltungen wegen der völligen Deroute der politischen Leitung, die für den Kriegsfall doch gewisse Vorüberlegungen hätte treffen sollen. Jetzt müßten wir alle verfügbare Kraft gegen den mächtigsten unserer Feinde kehren. Auf meine Frage, was werden würde, wenn wir Frankreich und Rußland besiegten, England aber nicht, zuckte Jagow die Achseln. Der Gegensatz der Ansichten trat zutage, als ich sagte: „Konnten Sie nicht Rußland die Durchfahrt durch die Dardanellen und alles Mögliche versprechen, um den Krieg zu verhindern?“ Jagow erwiderte: „Wenn Sie uns ein kleines Flottenabreement mit England gegeben hätten, wäre der Krieg nicht nötig gewesen.“

Es gehörte nach allem, was dem Auswärtigen Amt über den Kriegsausbruch bekannt sein mußte, eine ziemliche Kühnheit dazu, die deutsche Flotte als Kriegursache zu bezeichnen. Aber der Kanzler und das Auswärtige Amt haben von nun an viel Liebe und Sorgfalt auf die Verbreitung und Kräftigung dieser Legende verwendet. Das ging zur Seite dem noch weit verhängnisvolleren Kampf gegen die deutsche Flotte, um sie im Krieg vom Schlagen abzuhalten.

Wenn deutsche Heere in Belgien und Frankreich einmarschierten, ja überhaupt, wenn wir mit Rußland und Frankreich erfolgreich hand-

¹⁾ Man hat mir häufig vorgeworfen, daß ich eine eigene Politik getrieben und insbesondere durch die Nachrichtenabteilung politische Beeinflussung bewirkt hätte. Das ist durchaus unrichtig; ich habe mich im Gegenteil stets, auch im Kriege, der äußersten Zurückhaltung auf diesem Gebiete befleißigt, wie aus dem bisher Unbekannten, was diese Erinnerungen bringen, deutlich zu Tage treten muß. Daran wird nichts geändert, wenn wirklich hier und da ein eifriger Offizier in der Nachrichtenabteilung die Grenzen des Ressorts gegen mein Wissen und Wollen überschritten haben sollte. Ebenso unwahr ist die Behauptung, mit der Bethmann auch dem Kaiser gegenüber zu arbeiten pflegte, daß ich mit dem ausgezeichneten Schriftsteller Graf E. zu Reventlow, der zu Anfang des Krieges zusammen mit Mohrbach und Jäch meinem Amtsvertreter seine journalistische Kraft zur Verfügung gestellt hatte, während des Krieges in Verbindung gestanden und ihn beeinflusst hätte.